

**Bezugspreis:**  
Wöchentlich 1,50 Mk., durch die Post zugestellt  
1,92 Mk., bei der Post abgeholt 1,50 Mk.

**Gratis-Beilagen:**  
1. „Sonne, Sonntagblatt, Sterne und Blumen“.  
2. „Raffaeller Landwirt“.  
3. „Sonnen- und Winterfahrplan“.  
4. „Wendkalender m. Märkteverzeichn. v. Nassau“.

**Erscheint täglich**  
außer an Sonn- und Feiertagen.

# Nassauer Bote

Mit illustriertem Sonntagsblatt und landwirtschaftlicher Beilage.

Verantwortlich für den allgemeinen Teil: Redakteur Dr. Albert Sieber, Limburg. — Druck und Verlag der Limburger Vereinsdruckerei, G. m. b. H.

**Anzeigenpreis:**  
Die siebenköpfige Beilage oder deren Raum  
15 Pfg. Reklamenzettel kosten 40 Pfg.

**Anzeigenannahme:**  
Nur bis 9 Uhr vormittags des Erscheinungstages bei der Expedition, in den auswärtigen Agenturen bis zum Abend. — Abkatt wird nur bei Wiederholungen gewährt.

**Expedition: Diezerstraße 17.**  
Fernsprech-Anschluß Nr. 8.

## Glänzender Erfolg der Kriegsanleihen. 4 Milliarden und 200 Millionen.

### Großartiger Erfolg der deutschen Kriegsanleihen.

Berlin, 19. Sept. Das Ergebnis der Zeichnungen auf die Kriegsanleihe ist noch nicht vollständig übersehbar. Die bis jetzt eingelaufenen Anzeigen ergeben aber, daß bisher das Resultat mit 2 1/2 Milliarden Reichsanleihe und mehr als 1 Milliarde Schatzanweisungen zu erwarten ist; die Zeichnungen betragen demnach zusammen wohl über 3 1/2 Milliarden. Sie dürften sich aber durch noch ausstehende Anmeldungen bedeutend erhöhen. Der Erfolg übersteigt alle Erwartungen und ist ein beachtlicher Beweis für die Kapitalkraft und den Patriotismus des deutschen Volkes.

Berlin, 20. Sept., 5 Uhr mittags.  
Der Erfolg der Kriegsanleihe übersteigt alle Erwartungen; es sind, abgesehen von den einigen noch ausstehenden Teilergebnissen, gezeichnet:

- 1,26 Milliarde Reichsschatzanweisungen
- 2,94 Milliarden Reichsanleihe

**Zusammen 4,20 Milliarden Mark.**

Das Endergebnis ist vor Montag Abend nicht zu erwarten. Infolge der alles Erwartenden übersteigenden Zeichnung hat die Reichsfinanzverwaltung sich mit einer Verringerung der Einzahlungsfristen für die Kriegsanleihe dahin einverstanden erklärt, daß bis 5. Oktober 40 Proz. bis 26. Oktober 20 Proz. (statt 30 Proz.) bis 25. November 20 Proz. (statt 30 Proz.) bis 22. Dezember 20 Proz. der zu leistenden Beträge gezahlt werden müssen. Die Käufer können auch die zugekauften Beträge vom Zeichnungstage ab, jederzeit voll bezahlen. Beträge bis 1000 M müssen bis zum 5. Oktober anteilig eingezahlt werden.

### Die Kriegslage im Westen und Osten.

#### Situationsbericht vom Samstag.

WB. Großes Hauptquartier, 19. Sept. abends. Die Lage im Westen ist im allgemeinen unverändert. Auf der ganzen Schlachtfrente ist das französisch-französischen Heer in die Vertiefung gedrängt worden. Der Angriff gegen die starken, zum Teil in mehreren Linien hintereinander besetzten Stellungen kann nur langsam vorwärts gehen.

Die Durchführung des Angriffes gegen die Linie der Sperrforts südlich von Verdun ist vorbereitet. Im Elsaß stehen unsere Truppen längs der Grenze den französischen Kräften gegenüber.

Im Osten ist am 17. die vierte finnische Schützenbrigade bei Augustowo geslagen worden. Krajewo und Szuczyn nach kurzen Kämpfen genommen.

#### Situationsbericht vom Sonntag.

WB. Großes Hauptquartier, 20. Sept., abends. (Amtlich). Im Angriff gegen das französisch-englische Heer sind an einzelnen Stellen Fortschritte gemacht worden. Reims liegt in der Kampfzone. Durch die Franzosen gelang es, das Feuer zu erwidern, bezogen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Es ist Anweisung zur möglichsten Schonung der Kathedrale gegeben worden.

In den mittleren Vogesen sind Angriffe der französischen Truppen am

Donon bei Senones und bei Saales abgewiesen worden.

**Auf dem östlichen Kriegsschauplatz gab es heute keine Ereignisse.**

#### Französische Schlachtenberichte.

Genf, 18. Sept. (Cit. Bla.) Nach Privatmeldungen aus Paris bewährten sich die deutschen Höhenstellungen nördlich der Aisne gestern vorzüglich. Die Verluste des englischen Korps, dem der jetzige Hauptangriff gilt, waren bedeutend.

#### Generaloberst v. Hausen.

WB. Dresden, 18. Sept. (Cit. Hst.) Generaloberst v. Hausen, der bisherige Führer der dritten Armee, der bekanntlich wegen Erkrankung sein Kommando niederlegen mußte, befindet sich in Wiesbaden zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Er ist an der Ruhr erkrankt. Der Kaiser hat ihn für die Dauer seiner Krankheit vorübergehend vom Kommando entbunden und ihm ein Generalmajor unter Anerkennung der hervorragenden Leistungen des Sächsischen Korps zugeordnet.

Der Kommandierende General des 12. Armeekorps, General D'Elia, der vor einigen Tagen verwundet wurde, ist, wie von amtlicher Seite mitgeteilt wird, nur leicht verwundet, so daß er sein Kommando nicht abzugeben braucht.

#### Siege bei Sennheim und Tann.

Wir entnehmen der Straßburger Post folgende Schilderung, die das Blatt nach der neuen Münchener Zeitung vom 14. d. M. gebracht hat:

Gestern konnten wir durch ein Extrablatt folgende hoch erfreuliche Nachricht bekanntgeben:

Mülhausen, den 13. Sept. (Amtlich.) Die badiischen und württembergischen Landwehrruppen haben in mehrfachen Kämpfen bei Sennheim einen entscheidenden Sieg errungen. Die der Zahl nach überlegene Reservebefehlsgruppe von Belfort ist gänzlich fluchtartig über Sennheim zurückgegangen.

Ein Teil unserer siegreichen Truppen wird heute mittag nach Mülhausen zurückkehren und in der Stadt Quartier beziehen.

Unsere braven Landwehrruppen haben uns durch ihr tapferes Verhalten eine dritte Bezeichnung durch die Franzosen verdient, wenn es auch schmerzliche Verluste gab, so können wir uns doch damit trösten, daß die Opfer nicht umsonst waren; denn der Feind mußte weichen und scheint große Verluste erlitten zu haben. Ein Landmann aus der Nähe von Sennheim hat allein 700 verwundete Franzosen gezählt, die bei ihm durchkamen.

Montag nachmittag rückte ein Teil unserer modernen Landwehrruppen wieder hier ein, aus welchem Anlaß die öffentlichen und eine Anzahl Privatgebäude geschlossen hatten. Den braven Krieger, die nun schon so lang draußen in Sturm und Regen Tag und Nacht im Kampfe standen, ist die Nacht, die ihnen hier im Quartier wird, von Herzen zu vergönnen.

Die Kämpfe, die sich in der vergangenen Woche auf der Linie Reims, Scharbeuhagen, Sennheim abgespielt haben, waren gegen die Besatzung von Belfort gerichtet, die einen starken Vorstoß gemacht hatte. Ob dieser den Zweck hatte, die abgeschnittenen französischen Truppenteile im Gebirgsgebiet zu befreien oder sich Mülhausen zu bemächtigen, um sich zu verproviantieren, muß dahingestellt bleiben. Die Hauptsache ist, daß sie über die Grenze zurückgeworfen sind, und daß die vielgeplagte Gegend des Sundraumes jetzt hoffentlich Ruhe behält vor den Requisitionen, vor den Verhaftungen und den Verschickungen. Die letzteren sind ziemlich beträchtlich, da die Franzosen überall die Lokalkräfte, sich in den Dörfern einzunisten und aus den Häusern zu schießen. Thann hat auch dadurch gelitten, auch haben die Franzosen dort wieder eine ganze Anzahl Leute verschleppt.

Dasselbe Blatt schreibt weiter:

Die Schlacht um Thann — ein deutscher Sieg.

Im Verner Bund schildert dessen Kriegsberichterstatter die der siegreichen Schlacht bei Sennheim vorausgegangenen Kämpfe wie folgt:

Am 8. September ging nahe der schweizerischen Grenze aufs neue von Delle her kommend, eine Division Franzosen vor. Ebenso drangen über Altstätten herüber große Teile in das Sundgau ein. Auch über La Chavaille stieß eine Division gegen Sennheim vor. Gleichzeitig damit gingen vom Veldchen her über Senen-Gebirge weitere Teile vor, und über die Straße von Sursingen ging mehr als eine Division. Ueber anderthalb Armeekorps sind französischerseits beteiligt gewesen, am 11./12. kam noch eine Division dazu. Sie drangen bis an Mülhausen heran-vor, sie nahmen Thann, Sennheim, hatten sogar Vorposten in Luttrich, Scharbeuhagen und Mülhausen bis Helbach war von ihnen besetzt.

Am 9. d. s. s. scheinen die notwendigen Truppen von deutscher Seite herangezogen worden zu sein,

denn der Angriff der Deutschen begann. Zuerst richtete sich der Hauptstoß ins Weilerlingertal; gleichzeitig rückten aber weitere Deutsche gegen Scharbeuhagen und Mülhausen vor. Auf der ganzen Linie gab es eine Reihe von Gefechten. Am 10. konnten die Deutschen von Goldbach her eingreifen und die französische Verbindung durchbrechen, die Franzosen mußten auf der Straße von Sursingen zurückgehen. Aber das Gros, mehr als ein Armeekorps, stand immer noch um Thann herum mit Rückzugslinie auf La Chavelle.

Am 11. begannen, um die bedrohte Stellung bei Thann zu entlasten, die Franzosen stark anzugreifen. Es gelang den Deutschen, den Angriff auf der ganzen Linie zum Stehen zu bringen. Aber um Thann herum hatten sich die Franzosen stark eingegraben, sie hatten die Nebberge und den Thanner Kopf zu einer starken Stellung gemacht und beherrschten dadurch das Gelände. Am 12. konnten die Deutschen einige Stellungen unter großen Verlusten mit dem Bajonett nehmen und auf der Straße nach Sennheim über Modern vordringen. Somit waren die französischen Stellungen schwer bedroht in ihrer Rückzugslinie. Deshalb setzten sie am 12. d. s. noch einmal eine frische Division gegen Burnhaupt ein, aber dieser Anmarsch wurde durch einen deutschen Flieger gemeldet und sofort wurden eine große Zahl Haubitzen gegen Belfort geschickt, dort Stellung zu nehmen. Deutsche Infanterie ging über Scharbeuhagen vor. Das Feuer der Haubitzen war vernichtend, der Rückzug der Franzosen wurde panikartig. Die Deutschen drängten den weichen Franzosen heftig nach, und unter fortwährenden Rückzugsgefechten drangen die Deutschen vor. Die Franzosen konnten nirgend mehr richtig Stellung nehmen, hingegen wurde durch Flieger gemeldet, daß von Belfort her Truppen zur Unterstützung der geschlagenen Franzosen gegen Thann anrückten. Deshalb erwartete man deutscherseits, daß, sobald die Franzosen Hilfe und eine Aufnahmestellung finden, eine neue Schlacht beginnen könne.

Die Verluste der Franzosen sind außer vielem Kriegsmaterial, Gewehren, Maschinengewehren, zwei Batterien, Train, noch über 3000 Gefangene. Die Verluste an Verwundeten und Toten sind sehr groß.

#### Die belgische Protektionskommission bei Wilton.

Washington, 17. Sept. (Cit. Ref.) Die belgische Protektionskommission ist heute im Weißen Hause von Wilson empfangen worden. Sie überreichte einen Bericht über die angeblichen Verbrechen der Deutschen. Wilson dankte für die gebrauchten Dokumente und versprach, sie aufmerksam zu prüfen. Er fügte hinzu, er bitte Gott, daß der Krieg bald ein Ende nehme. Am Tage, wo die Völker Europas sich zum Friedensschluß vereinigen, werde die Verantwortung festgelegt werden, heute widerspreche es der Lage eines neutralen Volkes, wie des amerikanischen, ein endgültiges Urteil zu fällen.

#### Deutschland und das amerikanische Vermittlungsangebot.

London, 19. Sept. (Cit. Bla.) Reuters meldet aus Washington, der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg habe dem amerikanischen Botschafter Gerard bei der Besprechung des Vermittlungsangebots des Präsidenten Wilson gesagt, ein etwaiges Angebot müsse von den Verbündeten ausgehen, da diese sich verpflichtet hätten, nur gemeinsam Frieden zu schließen.

Der Sinn dieser Antwort des Reichskanzlers ist klar. Er heißt: Wenn die Verbündeten das Bedürfnis nach Frieden empfinden werden, dann mögen sie sich melden.

#### Konferenzen eines russischen Diplomaten.

Ein russischer Diplomat, der mit dem Jaren befreundet ist und gleichzeitig sozialistischen Ideen huldigt, äußerte kürzlich, daß die deutsche Armee eine ungeheure, gar nicht vorauszuhebende militärische Energie entwickelt habe. Auch die Oesterreicher hätten sich brillant geschlagen. Hinter der russischen Front sehe es traurig aus. Nicht nur die größten Städte, sondern selbst die kleinsten Dörfer seien mit Verwundeten und Kranken angefüllt. Das furchtbare Gemetzel müsse aufhören.

Bei Beginn des Krieges hatte sich derselbe Diplomat überall dahin geäußert, daß die Russen binnen einem Monat in Berlin sein würden. Aus allen Deutschen werde Wut gemacht werden.

#### Englands neue „Heerscharen.“

London, 18. Sept. (Cit. Hst.) Der englische Kriegsminister Lord Ritchie hat heute eine neue Heere in Stärke von 500 000 Mann „aufgestellt“ seien. Im Oberhaus erklärte er, daß 6 englische Infanterie- und 2 Reiterdivisionen auf dem Festland stünden. Kanada sende 40 000 Mann, wovon 15 000 als Reserve; Ceylon sende ein Hilfskorps, das wahrscheinlich nach Ägypten gehe. Der Abg. Redmond schlägt die Bildung einer irischen Brigade vor. Lord Churchill, ein Phrasist, wie er im Auge steht, ließ in Chamberlain die große Weisheit verflünden, der Friede dürfe erst

geschlossen werden, wenn der „prentische Militarismus“ vernichtet sei.

Vorerst wird der „prentische Militarismus“ sich die Freiheit nehmen, die Herrn Gegner nach Not zu verdrängen. Das Weitere wird sich dann schon finden!

#### Ein englisches Zeugnis für die deutschen Soldaten.

Dem Daily Telegraph wird aus Paris berichtet, daß in den großen Gasthöfen zahlreiche Verwundete aus den beiden Heeren untergebracht seien und zum Teil durch englische Sanitätskolonnen des Roten Kreuzes sorgfältig gepflegt würden. Der Berichterstatter muß zugeben, daß die deutschen Soldaten bei den englischen Pflegerinnen einen äußerst günstigen Eindruck erregten: eine von ihnen habe erklärt: „Die deutschen Soldaten, die ich gepflegt habe, sind gutgeleitete Menschen, in physischer Hinsicht Bravourleute, einfach von Art und außerordentlich dankbar für die Dienste, die man ihnen erweist. Wenn ich mir diese Leute vorstelle, kann ich schwer glauben, daß sie der Missetaten schuldig seien, die man ihnen angelastet hat.“ Die übrigen Pflegerinnen teilten alle diese Meinung.

#### Die Furcht Englands vor der deutschen Flotte.

Die „Times“ schreibt in einem Leitartikel vom 12. September: „Admiral Jellicoe leistet dem britischen Reich einen unergieblichen Dienst, indem er die deutsche Flotte von der hohen See fernhält. Eine große Seeschlacht zwischen der englischen und der deutschen Flotte könnte genau die Lage herbeiführen, die die Einleitung des deutschen Flottenkrieges im Jahre 1900 flizierte. Wir würden liegen, aber der Preis könnte so hoch sein, daß wir eine Zeitlang aufhören würden, die größte Seemacht zu sein.“

#### Aus einem Feldpostbrief des Herzogs von Alenbourg.

In einem Brief des Herzogs von Alenbourg, den die „Alenb. Ztg.“ veröffentlicht, heißt es: „Wir haben viel erlebt und sehr viel gearbeitet, marschiert und immer marschiert ohne Rast und Ruhe. Am 10. August kamen wir in Beldor bei Jülich mit der Bahn an und vom 12. August so marschieren wir mit einem einzigen Aufbruch — am 16. August in einem belgischen Dorfe unweit Beldor — bis heute, wo wir dicht bei ... sind. Das sind Märkte der ... Armee, wie sie bisher in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesen sind. Das Wetter war schön, nur brannte siedende Hitze auf uns nieder. Das Regiment hat mehrmals 50 Kilometer als Tagesleistung zu verzeichnen ... Ueberall erregte unsere Ankunft höchsten Entzücken, so in Vöden und in Brüssel, wo auf einmal das ganze ... einrückte. Wir wurden zuerst und auch jetzt noch fast in jedem Dorfe für Engländer gehalten, weil die Leute nicht begreifen können, daß wir schon da sind. Die Belgier stecken übrigens in der letzten Zeit ihre Dörfer fast immer selbst in Brand. Am 24. August traten wir zuerst ins Gefecht: ich führte eine kombinierte Brigade, bestehend aus ... Das Regiment hat sich glänzend geschlagen und ist trotz der kolossalen Anstrengungen in bester Stimmung und kampfbereit. Ich war an diesem Tage dauernd im stärksten Gewehr- und Geschützfeuer. Seitdem gibt es fast täglich kleinere Gefechte und stets riesige Märsche; der Feind läuft mit Siebenmeilenstiefeln vor uns her. Am 26. August hatten wir einen Marsch von genau 23 Stunden, von früh 1/7 bis zum nächsten Morgen 1/6 Uhr. Dabei sollte ich mit dem Regiment über eine Brücke, um eine Stellung zum Schutze eines Brückenbaues einzunehmen; die Brücke war aber, wie wir rechtzeitig feststellten, mit Minen belegt — 20 Minuten darauf flog sie in die Luft. Nach dreistündiger Ruhe auf einem Stoppel-feld, nachdem wir alle aus der Feldküche gemeinsam mit den Mannschaftsküchen — wie überhaupt fast immer — gegessen hatten, ging es weiter bis zur Dunkelheit. Die Stimmung ist vorzüglich. Ich habe für heute Nacht ein richtiges Bett, ich glaube das viertelmal im Krieg; seit acht Tagen habe ich mich heute das erste mal ausgesetzt.“

#### Kanonen gegen ein deutsches Lazarett.

Wie mitgeteilt, hat die französische Regierung eine Anordnung erlassen, den deutschen Verwundeten die erforderliche Pflege zuteil werden zu lassen und zwar unter Hinweis auf die internationalen Abmachungen, die Genfer Konvention und die Humanität. Daß diese Verfügung der französischen Regierung überhaupt notwendig war, zeigt allein schon, daß Dinge vorgekommen sein müssen, deren man sich schämt. Eine Reihe von Fällen, in denen französische Soldaten Verbandskasten, Verwundete und Verletzte beschossen haben, sind von uns bereits mitgeteilt worden. Nachstehend veröffentlichen wir die Aufschrift eines deutschen Arztes, die über neue Unmenslichkeiten gegenüber Verwundeten berichtet. Er schreibt:

Am 29. August fuhr ich mit besonderer Erlaubnis im Auto nach D. zu meiner Mutter, von hier durch die tags vorher vom Feinde geräumten Vogegeister nach ... wo ich auftragsgemäß die Leichtverwundeten weitertransportieren ließ. Als ich mit meiner Liste eben fertig war, kam ein Soldat ins Lazarett und ließ mich müde auf einen Stuhl fallen. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden und erfuhr, daß er soeben von dem französischen Schützen S. komme, wo er als Krankenträger beschäftigt war. Das Schicksal sei als Lazarett







# Sterne und Blumen.

Illustriertes Unterhaltungsblatt zum „Nassauer Boten“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

Expedition des „Nassauer Boten“ in Limburg a. d. Lahn.

Nr. 38.

Sonntag, den 20. September.

1914.

## Das Mißgeschick eines Automaten.

Erzählung von Clementina Blach. — Autorisierte Bearbeitung aus dem Englischen von Alice Salzbrunn.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Rechtsanwalt stand wieder auf, blätterte in seinen Papieren und räusperte sich. Er begann mit der Bemerkung, daß er nicht erwartet habe, einen Zeugen zu hören, welcher nicht allein um das Abhandenkommen des fehlenden Eigentums wisse, sondern auch einen Teil dieses Eigentums besitze. Darauf fragte er, ob Stephan Herrn James in seinem Kontor, Parlamentstraße 250, am Morgen des genannten Tages besucht habe.

Stephan bejahte.  
„Warum besuchten Sie ihn?“

„Ich hatte eine Zeitungsanzeige gelesen, aus welcher ich erfuhr, daß Herr James am Tage vorher eine Briefftasche gestohlen worden war.“

„Was sagten Sie ihm?“

„Ich sagte ihm, daß ich gesehen hatte, wie ein Mann ihm die Briefftasche nahm; jetzt weiß ich, daß dieser Mann Herr Harvey heißt.“

„Gut; war das eine wahrheitsgetreue Aussage?“

Stephan fuhlte eine Regung des Zornes, aber er antwortete ruhig: „Vollkommen wahrheitsgetreu.“

„Also behaupten Sie, daß Sie gesehen haben, wie der Angeklagte, Herr Harvey, die Briefftasche dem Kläger persönlich stahl?“

„Ja, aus der Brusttasche meines Rockes!“

„Sie werden das vor Gericht beschwören?“

„Gewiß.“

„Sind Sie von der Identität der beiden Männer ganz überzeugt?“

„Ja, ich bin ganz überzeugt!“

„Waren Sie Zeuge des Diebstahls am Montag nachmittag, am vierten dieses Monats?“

„Ja.“ — „Wollen Sie uns gefälligst sagen, wo Sie waren, als Sie dies sahen?“

Stephans Finger drückten sich fester auf die Tischkante, und er schlug die Augen nieder.

„Ich verweigere die Antwort auf diese Frage.“

Der Fragesteller blickte den Magistrat an, welcher rasch sagte: „Aber ein Zeuge darf keine Antwort verweigern, es sei denn, daß er sich selbst durch die Antwort eines Ver-

brechens beschuldigen müßte. Würden Sie sich durch diese Antwort beschuldigen?“

„Nein, gewiß nicht“, antwortete Stephan beinahe lachend.

„Dann müssen Sie antworten.“

„Und wenn ich nicht antworte?“

„So werde ich Sie verhaften wegen Auflehnung gegen die Staatsgewalt durch Zeugnisverweigerung.“

Stephans Wangen flammten in plötzlichem Erröten, wie es zuweilen auf natürlich bleiche Gesichter kommt; im nächsten Augenblick war er bleicher als vorher.

„Dann müssen Sie mich verhaften lassen“, sagte er, „denn ich kann nicht antworten.“

„Sie sollten sich das besser überlegen“, bemerkte der Rechtsanwalt.

„Die Ueberlegung ist nutzlos“, antwortete Stephan zu dem Beamten gewendet. „Was mich betrifft, so könnte jeder erfahren, wo ich war, aber diese Angabe würde einer anderen Person Nachteil bringen. Wenn Sie auf meiner Antwort bestehen, muß ich vermutlich in das Gefängnis gehen.“

„Das müssen Sie gewiß“, antwortete der Beamte.



Rathaus in Mülhausen (Elßaß).

Herr James sprach einige Worte zu seinem Advokaten, welcher darauf sagte: „Darf ich um die Erlaubnis bitten, dem Zeugen die Frage noch einmal vorzulegen, damit er Gelegenheit habe, seinen Entschluß zu bedenken?“

Der Beamte nickte.

„Also frage ich Sie, Herr Stephan Bannerman, antworten Sie uns: wo waren Sie am Nachmittage des letzten Montags?“

Stephan schüttelte den Kopf und fühlte, als ob ihm eine Ohnmacht drohe. Der Advokat setzte sich; Herr James sah bekümmert aus, und Herr Harvey hielt seine Blide auf den Fußboden gerichtet. Darauf sagte der Bürgermeister mit einer Stimme, welche Stephan aus weiter Ferne zu hören glaubte: „Ich verhafte Sie wegen Ihrer Zeugnisverweigerung“, sowie: „Ich vertage diese Angelegenheit bis zum nächsten Mittwoch.“

Eine leichte Unruhe der Anwesenden folgte; man sprach noch mehr, aber Stephan wußte nicht, was. Er wurde, wie vorhin der Trunkenbold, durch die kleine Seitenthüre abgeführt.

Er trat in eine öde Zelle, wo fünf Gefangene auf einer Bank saßen, während drei Polizisten ihnen gegenüber an der Wand lehnten. Stephens Führer sprach leise mit einem der selben, welcher Stephan ansah und nickte.

„Wenn Sie eine Droschke haben und sogleich abfahren wollen, anstatt auf den Wagen der Gefangenen zu warten, so kann das geschehen“, sagte der Polizist zu ihm. „Zeugnisverweigerung gehört nicht zu den gemeinen Verbrechen.“

Selbstverständlich wollte Stephan; demgemäß wurde eine Droschke geholt. Der ihn begleitende Polizist war zu einem Gespräch geneigt, aber Stephan saß schweigend da; er fühlte jetzt nur eine Verzagttheit und Bangigkeit vor dem, was ihm nächstens bevorstehen würde. Er glaubte lange Zeit in der Droschke zu sein, aber, da er wie in einem Traum befangen war, wußte er nicht einmal annähernd wie lange. Endlich hielt die Droschke, und er empfand den ersten heftigen Schmerz, als er durch das düstere Tor ging, und es hinter ihm verschlossen wurde.

Er wurde in eine kleine Zelle geführt, welche öde, stark vergittert, aber sehr reinlich war. Allein gelassen setzte er sich auf den Rand des schmalen Bettes und kam langsam aus dem Trauergesühl zum Bewußtsein der Wirklichkeit. Er dachte nach, und seine Erwägungen bereiteten ihm noch mehr Qual als die düstere Zelle.

Er dachte, daß Herr Slade ihn am Nachmittag zurück erwarten und sich sein Ausbleiben nicht erklären können würde. Nach ein paar Tagen mußte Edith natürlich seinen Besuch erwarten, und sie würde nicht wissen, warum er nicht kam; oder vielleicht würde sie es erfahren, um so schlimmer. Seine Holzschnitte konnten nicht in der Zeitschrift erscheinen. Frau Stodes würde seiner stets kopfschüttelnd gedenken, und in Muddelbridge würden die alten Nachbarn auf dem Wege aus der Kirche über ihn reden.

Diese Gedanken folgten einander, als er mit gebeugtem Kopf und gefalteten Händen dasaß. Am bittersten war es ihm, daß er die Holzschnitte nicht beenden konnte.

Und was sollte aus seinen beiden Gemälden werden, welche noch seiner letzten Musterung bedurften? Was würde Frau Stodes mit seinen vielen verstreut liegenden Habseligkeiten machen, da ihr jetzt der Mieter fehlte?

Er wurde plötzlich zornig und wunderte sich, weil er sich dem ihm zugesägten Unrecht untätig unterworfen hatte. Warum hatte er nicht diesem Harvey überzeugend in das Gewissen geredet? Auch Herr James hätte einsehen müssen, daß er die Wahrheit sprach. Er wollte nicht mehr glauben, daß nur die Umstände die Schuld trügen. Alle Leute waren gegen ihn gewesen; der Beamte hatte ihn wie einen Betrüger, wenn nicht wie den eigentlichen Dieb behandelt; seine freiwillige Anzeige war zur Grundlage der Verfolgung gemacht worden; man hatte ihn beleidigt, ihn des Eigenen beschuldigt und ihm über alle Maßen Unrecht getan. Das Gesek mußte sehr fehlerhaft sein, wenn es solche schreiende Ungerechtigkeit möglich machte. Was sollte nun aus ihm werden? Er würde in den Wänden dieser Zelle so sicher von der Welt abgeschlossen sein, als ob er im Grabe läge. Was blieb ihm übrig, wenn er nach vielleicht einem Jahre freigelassen würde? Nach einem Jahre! Ein Jahr — das schien ihm länger als das ungewisse „für immer“. Es wäre fast noch schlimmer, entehrt in sein früheres Leben zurückzukehren, als hier für immer verborgen zu bleiben.

Nein, nach seiner Freilassung wollte er nicht zu seinen alten Bekannten zurückgehen, weil die Schande des Gefängnisses wie ein Brandmal auf ihm haftete. Das beschloß er im ersten unvernünftigen Zorn, und er fand es natürlich schwer, zu glauben, daß sein guter Wille nicht absichtlich mißverstanden worden war.

Dann dachte er mit sehnsüchtigem Verlangen an die Straßen draußen, an das Wagenraffeln, an die lauten Aufse der Pferdebahnführer, an die vielen Gesichter, die freie Bewegung, das volle Leben; und hier Stille, Leere, Einsamkeit, noch stiller und leerer gemacht durch das unaufhörliche Zirpen eines Sperlings draußen, den er — so sehr er es auch wünschte — nicht zum Schweigen bringen konnte. Sehr langsam verging der Tag, und die schmerzliche Erfahrung in Stephens Leben hatte bereits ihre bitterste Schärfe, die der Neuheit, verloren.

Der nächste Tag war schon besser, nachdem der Gefangene bei seinem Erwachen die überwältigende Erinnerung durchgekostet hatte. Entweder die Zeit oder die natürliche Rückwirkung machte seine Morgengedanken viel ruhiger und vernünftiger. Er bedachte, daß seine harte Lage nicht die Schuld eines Menschen sei, sondern eigentlich das Ergebnis eines fast menschlich böshaften Zusammenwirkens der Umstände. Er ersuchte sein eigenes Betragen und suchte zu entdecken, ob nicht ein eigner Fehler ihn dieser Unannehmlichkeit ausgesetzt habe. Er erkannte jetzt das zweideutige Erscheinen seines Benehmens bei Herrn James, doch fiel ihm kein Ausweg ein, welcher besser gewesen wäre. Ebenso fand er die Verweigerung jeder Antwort für durchaus in der Ordnung, obgleich er einsah, wie nachteilig dieselbe der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung scheinen mußte. Der einzige Weg, um all diesem Mißgeschick zu entgehen, wäre gewesen, wenn er einfach den Mund gehalten und es der Polizei überlassen hätte, das gestohlene Gut aufzufinden. „Ich wünschte, ich hätte geschwiegen“, sagte Stephan zu sich selbst, als er nachdenkend in seinem Gefängnis saß, aber er wußte gleichzeitig, daß es ihm unmöglich gewesen wäre.

Zweifel erweckte in ihm nur seine Rolle als Automat. Es lag eine gewisse Täuschung darin, aber bis heute war es ihm nie eingefallen, die Sache als tadelnswert zu betrachten. Der Mechaniker konnte seine Maschinen in Bewegung setzen, wie er wollte, das war nicht gesetzlich strafbar. Was geheim gehalten wurde, mußte deshalb nicht unbedingt unehrenhaft sein. Hatte er wirklich die bestimmte Bahn des Rechtes verlassen und dieses Unheil über sich gebracht, indem er eine Beschäftigung annahm, welche er nicht eingestehen durfte? Er wußte das nicht gewiß; aber er hatte den festen Vorsatz, daß er nach der Entlassung aus dieser Haft nicht mehr Automat sein, sondern sein Brot durch die Holzschnittekunst fleißig und in bescheidenen Weise verdienen wolle. Selbstverständlich war es jetzt mit seiner Beschäftigung an der Kunstzeitung für immer zu Ende. Aber er hegte auch nicht mehr die gestrige verzweiflungsvolle Absicht, sein entehrtes Leben in einem unbekannten Grabe zu verderben. Zwar fühlte er noch, daß ihm ein großes und fast ganz unverdientes Mißgeschick zugestoßen sei; aber er war entschlossen, es zu ertragen und, so gut er konnte, weiter zu leben. Der nächste Tag war noch weniger schmerzhaft, aber langweiliger, und die folgenden Tage vergingen sehr langsam in der einförmigen Gefängniseinrichtung.

Stephan ging täglich eine halbe Stunde im Hofe auf und ab; er sah dort etwa ein Duzend andere Gefangene, während ein paar Gefängniswärter die Aufsicht hatten und jede Unterhaltung verboten. Die übrige Zeit brachte er in Einsamkeit und Nachdenken zu, aus welchem er in einen tiefen Schlaf zu sinken pflegte.

Nedoch zwei Erlebnisse unterbrachen die Einförmigkeit. Erstens ein Besuch des Gefängnis Kaplans; er war ein junger Mann, kaum älter als Stephan und wußte nicht, wofür er ihn ansehen sollte. Anfänglich gab Stephan ihm einsilbige Antworten; aber die Freundlichkeit und der Ernst des Geistlichen bewog ihn zu liebenswürdigem Entgegenkommen, und als derselbe ihm das Anerbieten machte, ihm Bücher zu leihen, erhellte Stephens Gesicht das erste Lächeln seit seiner Ankunft im Gefängnis. Er bat um ein Erbauungsbuch, welches ihm an demselben Abend gebracht wurde und ihn in seiner Einsamkeit tröstete. Im ganzen wirkte dieser Besuch sehr beruhigend auf ihn, denn er sah, daß der Kaplan ihn nicht für einen Taschendieb hielt.

Der zweite Vorfall war ein Besuch von Herrn Slade, welcher ganz bleich und aufgereggt aussah. Ein Gefängniswärter blieb anwesend, aber Slades Gefühle hätten sich durch die Anwesenheit einer Schar Gefängniswärter nicht unterdrücken lassen. Er rief sogleich: „Wie angegriffen Sie aussehen, Stephan! Und wie mager! Lieber junger Freund, es ist schrecklich — ganz schrecklich!“

„Ach!“ sagte Stephan entmutigt.

„Ich hätte es nie für möglich gehalten; aber ich habe an den Beamten, der Sie verhört hatte, geschrieben und ihn um eine Unterredung unter vier Augen gebeten, wir wollen den Erfolg abwarten. Sie müssen sich mutig aufrecht halten. Wir werden Sie bald aus diesem Loch herausbekommen.“

„Aber die Schande der Gefangenschaft können Sie nicht wegnehmen, Herr Slade.“

„Schandel! Was ist das für eine Schande? Sie be-nahmen sich vortrefflich, Stephan, ganz vortrefflich. Ich weiß nicht, ob ich so brav hätte handeln können. Sie brauchen wegen Ihrer Holzschritte nichts zu befürchten; ich ging zu dem Redakteur der Kunstzeitung und sagte ihm — ha! ha! ha! ich sagte ihm, daß Sie das Zimmer hüten müßten.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Slade“, sagte Stephan von einer seiner größten Sorgen befreit.

„Nein, nein, ich habe zu danken. Kann ich irgend etwas für Sie besorgen?“

„Ich wünsche —“ Stephan hielt inne, plötzlich fühlend, daß hier nicht der Ort sei, um Ediths Namen zu erwähnen. „Ich wünsche nichts, danke bestens. — Aber, bitte, wenn Sie die wöchentliche Miete an Frau Stodess zahlen möchten; und mir wurde ein Kästchen geschenkt, bitte, lassen Sie es ver-pflegen.“

„Ich werde das noch heute abend besorgen. Sonst nichts?“

Stephan schwieg einen Augenblick, dann fragte er nicht ohne Anstrengung: „Wissen Sie — stand es in den Zeitungen?“

„Ja, ich fürchte — das heißt, ich las eine Erwähnung des Vorfalls.“

„Ach, du meine Güte!“ sagte Stephan und bedeckte seine Augen mit der Hand.

„Nein, betrüben Sie sich nicht?“ rief Slade. „Fassen Sie die Sache nicht so tragisch auf. Sie haben ja durchaus nichts Unrechtes getan. Man kann Ihnen nichts vorwerfen.“

„Darin liegt ein Trost“, sagte Stephan wieder in seinem gewöhnlichen Ton. „Es freut mich, Sie gesprochen zu haben, Herr Slade. Es ist sehr gütig von Ihnen, hierher zu kommen, obgleich es natürlich nicht angenehm ist, seine Freunde in solcher Lage zu besuchen.“

„Machen wir uns nichts daraus; Sie werden nicht lange hier bleiben. Hoffentlich lachen wir in den nächsten Tagen zusammen über das Abenteuer.“

Stephan konnte sich das noch nicht vorstellen, er seufzte nur. Am nächsten Augenblick jedoch fragte er mit einem Rächeln: „Vermutlich ist die Maschinerie noch nicht wiederhergestellt?“

„Nein, nein, es ist ein großer Verlust für mich. Die Ausstellungsräume sind fast leer. Ach, wer hätte das vor einer Woche gedacht! Vor einer Woche waren Sie noch bei mir, Bannerman.“

Vor einer Woche! Es schien Stephan, als sei er seitdem gestorben und wieder geboren worden.

Nach diesem Gespräch mit Herrn Slade wurde er aber viel hoffnungsvoller. Vielleicht ging das Mißgeschick vor-für die Kunstzeitung abliefern konnte.

Der Mittwoch, der siebente Tag seiner Gefangenschaft, brachte eine Veränderung. Er mußte wieder auf dem größten Teil des Vormittags warten. Endlich wurde er in das Verhörzimmer geführt und sah erstaunt, daß es fast leer war. Ein paar Leute gingen soeben weg. Auch der Beamte, der ihn verhört hatte, war abwesend. Stephan wunderte sich darüber. Kaum war der letzte der Zuhörer verschwunden, als der Beamte zurückkehrte und seinen Sitz wieder einnahm. Er hatte jedoch keine ernste Amtsmiene, sondern ein Rächeln zuckte um Mund und Augen. Er ließ Stephan an den Zengentisch rufen.

„In der vorigen Woche wurden Sie aufgefordert“, be-gann der Bürgermeister, „uns zu sagen, wo Sie an einem gewissen Nachmittag waren, und Sie verweigerten die Antwort.“

„Ja“, sagte Stephan; er bemerkte eine Veränderung des Tones und glaubte, der alte Herr blicke ihn mit Interesse an.

„Ich erhielt eine briefliche Mitteilung, welche mich glauben ließ, daß Sie sich nicht weigern würden, zu antworten, wenn keine müßigen Zuschauer auf dem Antje hier wären. Wir haben unsere Zuflucht zu einer kleinen List genommen, um das Publikum zu entfernen, und jetzt will ich Ihnen eine andere Frage vorlegen. Waren Sie inner-halb einer gewissen Figur, welche als der schachspielende Automat bekannt und in Dudingtons Lokal aus-gestellt ist?“

Stephan lächelte, zögerte und blickte Herrn Slade an.

„Herr Slade gibt Ihnen die Erlaubnis, zu sprechen.“

„Ja, ich war darin“, antwortete Stephan sogleich.

„Was?“ rief James.

Es wurde Ruhe geboten, und Stephan wiederholte alle Einzelheiten über die Ausführung des Diebstahls. Zwei andere Belastungszeugen traten auf; denn die Polizei hatte inzwischen ermittelt, daß Wilhelm Harvey an jenem Nach-mittag einige der gestohlenen Wertpapiere in einem Bank-geschäft in Gold umgewandelt hatte. Die Zeugenaussagen waren überführend; Harvey wurde verhaftet und die Sache dem Gericht übergeben. Bei der Verhandlung bekannte der Angeklagte sich schuldig; dadurch wurde die Wiederholung der Aussagen Stephans unnötig, und er konnte das sehr gefährdete Geheimnis des Automaten retten.

„Sie sind natürlich freigelassen“, sagte der Magistrat zu Stephan. „Ich bedauere sehr, daß Sie eine Woche Ge-fängnis erdulden mußten, besonders da Sie nach meiner Meinung sehr gut gehandelt haben, außerordentlich gut, ob-gleich vielleicht nicht ganz klug. Da der Tatbestand un-aufgeklärt war, blieb mir in voriger Woche nichts anderes übrig.“

Stephan verbeugte sich und murmelte ein verwirrtes: „Ich danke Ihnen.“

Slade faßte Stephan unter den Arm, verließ mit ihm das Amtsgebäude und erklärte ihm die „kleine List“ des Bürgermeisters.

„Sobald die letzte Verhandlung beendet war, fragte er, ob jemand noch etwas vorzutragen habe. Deshalb dachte das Publikum, alles sei vorüber. Um die Leute noch sicherer zu machen, stand er auf und entfernte sich. Natürlich dachten alle, es werde nichts mehr vorkommen, und gingen weg. Er hatte diesen Einfall, als ich ihn besuchte; er war ausgezeichnet, nicht wahr?“

Stephan konnte nicht antworten, denn Alfred James, welcher ihm nachgegangen war, berührte seine Schulter und sagte: „Ich stehe tief in Ihrer Schuld, Herr Bannerman; nehmen Sie meine aufrichtige Bitte um Verzeihung ent-gegen!“

„Das ist nicht nötig“, antwortete Stephan etwas verwirrt.

„Darf ich Sie heute nachmittag besuchen?“ fragte James.

Selbstverständlich konnte Stephan nicht „nein“ sagen, und er ging in seine Wohnung, um James' Besuch zu er-warten, der ihm nicht gerade angenehm war. Frau Stodess freute sich, ihn wiederzusehen, aber sie hatte sich seinetwegen so entsetzt und geirrt!

„Du lieber Himmel! Daß Sie solchen Kummer erleben mußten!“ rief sie. „Es war schrecklich!“

Stephan ließ sie reden; er hoffte, daß sich ihr Wort-schwall um so schneller erschöpfen werde, wenn sie nicht unterbrochen würde; deshalb setzte er sich an seinen Holz-schneideblock, und es kam ihm vor, als wären die letzten sechs Tage nur ein langer, böser Traum gewesen.

Nachmittags kam James. Stephan erwartete, daß der-selbe ihm eine Entschädigung vorschlagen werde, welche er sogleich zurückgewiesen haben würde; aber James ging zart sinniger zu Werk. Er kam, sagte er, um das tiefe Be-dauern auszudrücken, welches er und sein Geschäftsteilhaber wegen der ihm verursachten Widerwärtigkeiten fühlten; und sie wünschten zu wissen, ob sie in irgend einer Weise öffent-lich erklären könnten, welche Ungerechtigkeit ihm ge-schehen sei.

„Nein, ich danke,“ sagte Stephan, „das geht nicht. Die Schmach der Woche Gefängnis wird mir mein Leben lang anhängen.“ — „Sprechen Sie nicht so“, entgegnete James. „Wenn ich das dächte, könnte ich mir selbst nie vergeben. Aber so ist es ja auch nicht. Darf ich nach Ihren Plänen fragen? Wollen Sie — werden Sie bei Herrn Glade fortfahren?“

„Nein“, antwortete Stephan; er sprach von seinen Holz-schnitten und Bildern und sagte schließlich: „Ich werde dadurch ein genügendes Auskommen haben.“

James hob die beiden an der Wand stehenden Gemälde auf und betrachtete sie aufmerksam. Er lobte beide.

„Also diese Gemälde wollen Sie in die Ausstellung auf der Suffolkstraße schicken?“

„Wenn sie zugelassen werden.“

James besah wieder die Bilder. „Dieses eine gefällt mir besonders; ich möchte es gern besitzen. Ist es noch verkäuflich?“

nicht verlieren. Sagen Sie mir den Namen und die Wohnung.“

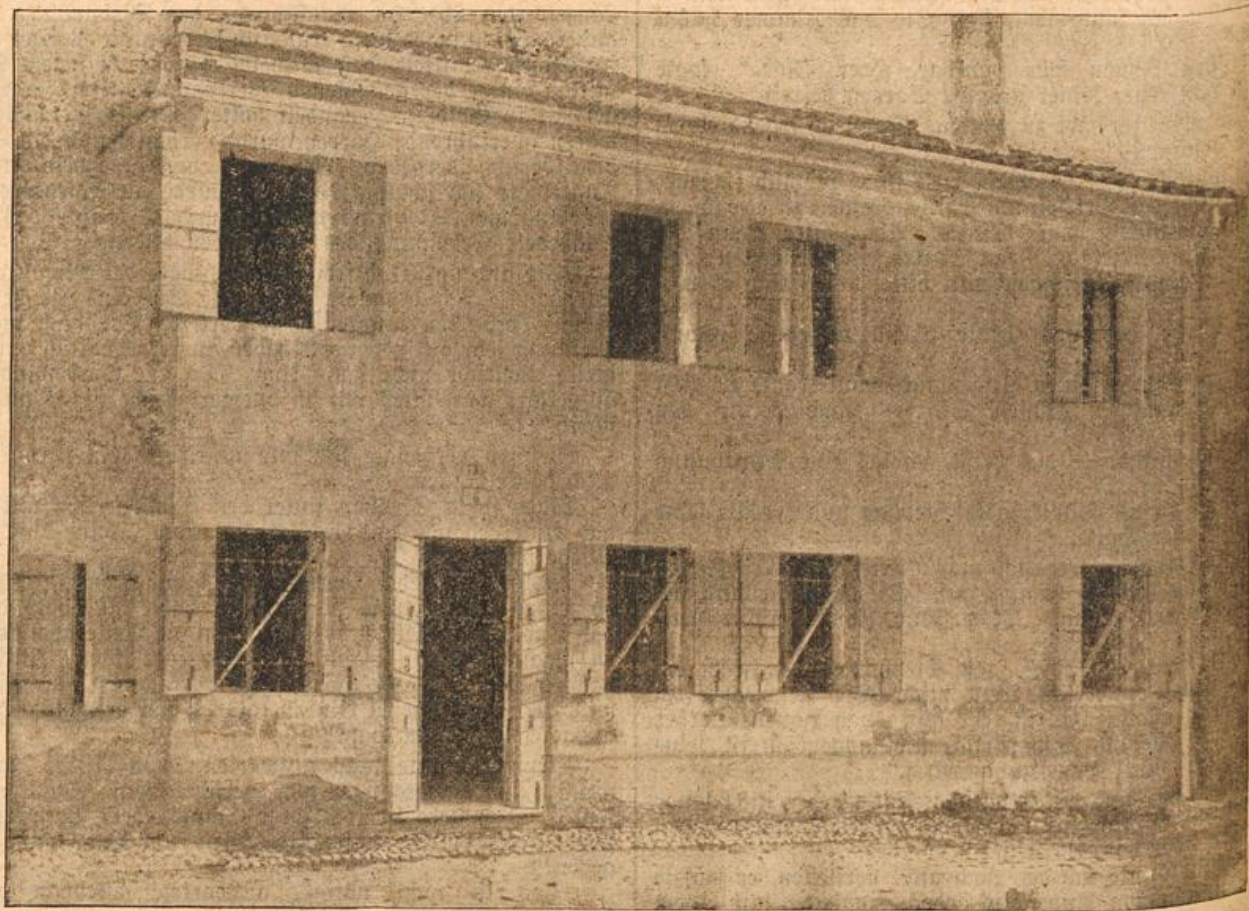
Stephan gab ihm die Adresse und hatte kaum Zeit, seinen Dank auszusprechen, bevor James schon auf dem Wege nach Cambridgestadt war. Frau Bentley und ihre Töchter waren sehr erstaunt über seinen Besuch, wurden aber bei Erwähnung Stephans etwas steif, sie tauten indes bald ganz auf, als sie seine Geschichte gehört hatten.

Edith wurde jedoch zornig und schalt Herrn James in überraschender Weise. Er hätte sehen müssen, daß Stephan die Wahrheit sagte; jeder könne die Wahrheit von der Lüge unterscheiden. Man sollte zweimal überlegen, ehe man einen Unschuldigen in das Gefängnis schicke.

„Edith!“ mahnte die Mutter.

„Aber Edith ließ sich nicht halten; Tränen der Entrüstung standen in ihren Augen, ein Sturm tobte in ihren Herzen.“

„Der arme Mann! Was muß er in diesen Tagen ge-



Geburtshaus Papst Pius' X. in Riese (Oberitalien).

„Nicht an Sie“, sagte Stephan. „Ich kann keine Entschädigung in dieser Form annehmen.“

James schwieg einen Augenblick. Stephan stellte seine Bilder wieder verhüllt an die Wand.

Als er sich umwendete, sah er, daß James' Gesichtsausdruck ganz niedergeschlagen war, und fühlte sogleich eine freundlichere Gesinnung für ihn.

„Sie müssen nicht glauben, daß ich undankbar gegen Sie und Herrn Fuller bin,“ sagte er, „aber ich kann mir keine Belohnung geben lassen für etwas, was jeder ehrliche Mann getan haben würde; das müssen Sie selbst einsehen.“ Dann fuhr er mit verändertem Tone fort: „Doch möchte ich Sie um eine Gefälligkeit bitten.“

„Ja“, sagte James eifrig.

„Ich verkehrte in einer Familie — ich möchte dort nicht falsch beurteilt werden. Bitte, wenn Sie hingehen und den Sachverhalt erzählen wollten — man kann so etwas nicht selbst erzählen.“

James sah ganz vergnügt aus. „Gewiß, ich will sogleich hingehen. Ihre Geschichte soll durch meine Erzählung

litten haben! Und niemand wird die Wahrheit erfahren! Ihn um nichts und wieder nichts in das Gefängnis zu schicken! Ach, viele Leute sahen, daß er abgeführt wurde!“

„Was kann ich tun?“ fragte der arme James.

„Schreiben Sie an die Times“, sagte Edith.

„Edith!“ rief Frau Bentley wieder.

„Das will ich gern tun“, sagte James.

Er tat es, und Edith zeigte Stephan den Brief am nächsten Tage.

Stephan ist noch nicht ein berühmter Maler geworden; aber er hat seine beiden Bilder verkauft und neue Aufträge bekommen.

Frau Bentley schüttelt feinetwegen nicht mehr bedenklich den Kopf, obgleich er so kühn geworden ist, öfter die Redewendung zu gebrauchen: „Wenn wir heiraten, Edith.“

Glade hat den Automaten auf Reisen mitgenommen, und er ist jetzt mit großem Erfolg in New York aufgestellt.

# Lieb Mütterlein . . . leb' wohl.

Von Luise Schuler.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonnenstrahlen brennen heiß und fluten schimmernd über die Stadt. In den Straßen herrscht reges Leben, und viele Truppen bewaffneter Soldaten ziehen begeistert in den Krieg. Es regt sich kein Lüftchen, kein

Blatt flüstert, die Natur atmet Friede. Und doch ziehen Tausende dem Krieg oder dem Tod entgegen.

Die Soldaten singen die Nacht am Rhein, und ihre Lieder schwingen sich empor in jubelnder Begeisterung zu dem Herrn der Heerschaaren.

Die Tränen treten den Vorübergehenden in die Augen, Schauer der Ehrfurcht durchrieseln sie bei den Liedern der Soldaten, die dem Tod so kampfesmutig ins Auge sehen.

Da ziehen sie hinaus in den Krieg, mit dem Entschluß, als treue Bundesgenossen Oesterreich zu seinem Rechte zu verhelfen, Männer, Söhne und Enkel, edle Kämpfer für die gerechte Sache.

Welch eine gewaltige Sprache irdischer Treue. Mit langsamen Schritten geht ein junger deutscher Offizier durch die Straßen. Ueber seine männlichen Züge huscht das Lächeln der Begeisterung, das von einem wehmütigen Ausdruck verschleiert wird.

Er hat eine herzensgute, treue Mutter, ist ihre Stütze und ihr einziger Sohn.

Und nun muß er nach Hause gehen und von ihr Abschied nehmen. Er ging einer kleinen Villa zu, die zwischen den Bäumen daliegt. Vor dem Gärtchen blieb er stehen. Auf dem Rasenplatz stand ein kleiner Springbrunnen, aus dessen Schale das Wasser in silbernen, stäubenden Tropfen herabfiel.

Sein Blick richtete sich auf die Laube mit dem grünen Blätterdach, in der er so oft mit seiner Mutter gesessen. Und wie glücklich sie da beisammen saßen, kein Mensch dachte an den Krieg, der ihn nun von der teureren Mutter trennte.

Seine leuchtenden Augen schweiften zum blauen Himmel empor. Für das teure Vaterland will er gern sein Blut und Leben opfern. Da muß alles zurücktreten, selbst die Bande des Blutes müssen zerrissen werden.

Er sah hinein, ob sich nicht jetzt die faltigen, weißen Vorhänge öffnen und sein immer noch so schönes Mütterlein heraussehen müsse.

Das Gittertor war offen, er trat ein, und als er vor der Glastüre stand, klopfte sein Herz heftig.

Er zog die Glocke, und seine Mutter eilte ihm entgegen. Als sie das Wohnzimmer betraten, schloß sie ihn weinend in ihre Arme, und die Tränen der Rührung flossen über die Wangen des jungen Offiziers.

„Mutter, teure Mutter . . . nun muß ich von dir scheiden . . . mein Mütterlein . . . deine Wangen sind so bleich . . . und deine Hände zittern . . . wenn Gott es will . . . dann kehre ich zurück zu dir . . .“

Die Mutter drückte den stattlichen Offizier an ihr Herz, küßte seine Stirn und sagte mit bebender Stimme:

„Mein geliebter Sohn, halte stets dein gegebenes Wort und erfülle die übernommene Pflicht,

wenn es dir auch schwer ankommt. Scheue nicht die größten Opfer für das teure Vaterland! Achte treue Freundschaft hoch und hüte dich vor falschen Freunden, sei edelmütig gegen den Feind . . . und muß es sein . . . so stirb . . . fürs Vaterland . . . als deutscher Offizier!“

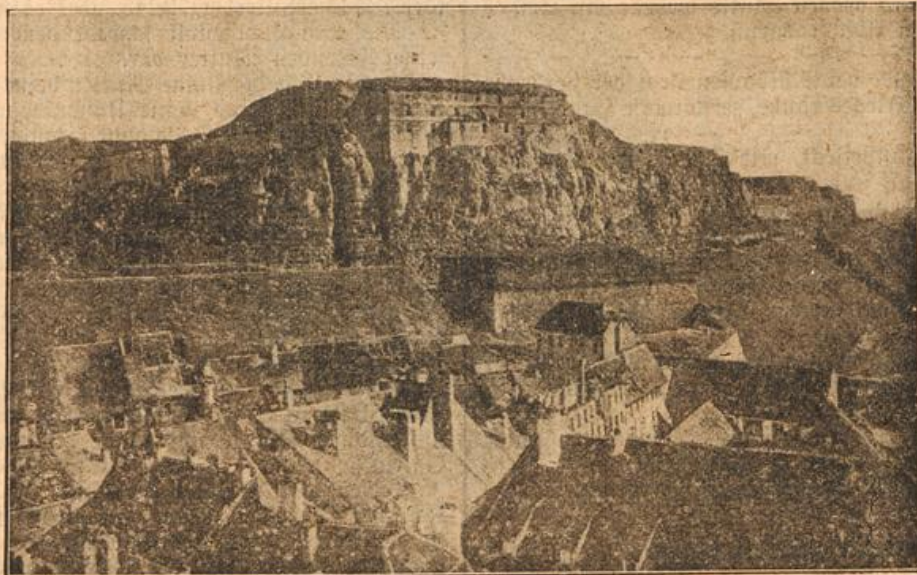
Ein überwältigendes Gefühl, wie er es nie empfunden, ging durch die Seele des jungen Offiziers bei diesen Worten seiner Mutter. Tränen stürzten aus seinen Augen, und er sank lautlos auf die Knie vor der hehren Frau, die so treu, so mütterlich, so fest und stark zu ihm gesprochen.

Und die tiefbetrübtete Mutter fühlte, daß sich in dieser Abschiedsstunde ein Teil ihres Herzens von ihr losriß, sie fühlte, wie sehr sie ihren Sohn geliebt und wie viel sie ohne ihn entbehren wird. Sie legte segnend ihre Hände auf das Haupt des vor ihr knienden Sohnes und sagte feierlich:

„Gott sei mit dir, sein heiliger Wille führe dich!“

Sie hob ihn mit sanfter Hand empor. „Ich möchte dir in dieser heiligen Weihstunde noch so viel sagen, aber ein Gedanke drängt den anderen von dannen, und das Wort „Scheiden“ jagt wie der Cherub mit dem flammenden Schwerte alles Denken treuer Mutterliebe aus seinem stillen Paradiese! Mein Sohn . . . nun lebe wohl . . . und bleibe Deutschland treu bis in den Tod . . . das ist mein letztes Segenswort!“

Er preßte die Mutter noch einmal fest an sich und drückte



Das Schloß in Belfort.



Der Löwe von Belfort. Denkmal für die Verteidiger von 1870/71.

einen Kuß auf ihre Stirne. „Lieb Mütterlein ... leb wohl!“ sagte er mit beherdeter Stimme, wandte sich um und schritt rasch einem Nebenzimmer zu, aus dem er nicht wiederkehrte.

Eine Stunde später ging der Zug der in den Krieg ziehenden Soldaten am Hause der einsamen Frau vorbei. Sie sah ihren Sohn, den jungen Offizier, an der Seite seiner Soldaten.

Er blickte mit tränenumflorten Augen nach den Fenstern der Mutter hinauf, und droben winkte wehend ein weißes Tuch den schmerzlichen Abschiedsgruß.

Auf dem Schlachtfelde bei Mülhausen liegt der sterbende junge Offizier. Des Krieges rauhe, zerstörende Hand schlug ihm die Todeswunde.

Sein Gesicht ist blutbefleckt, mit Schußwunden in den Schultern, in der Brust und am linken Arme liegt er auf dem Boden, und neben ihm kniet ein Soldat und blickt ihm tiefsehnd in die brechenden Augen.

„Ich sterbe,“ hauchte der junge Offizier, „mein guter Freund ... hab' Dank für deine Liebe ... und bringe ... wenn du kannst ... noch meiner Mutter ... den letzten Liebesgruß ...“

Es trat Blut auf die Lippen des Sterbenden, und mit umflorten, brechenden Augen tastete er nach der Hand des Soldaten.

„Es geht zu Ende ... hab' Dank ... mein ... guter Kamerad ... mein Mütterlein ... leb' wohl ...“

Das waren des sterbenden Kriegers letzte Worte.

## An Deutschlands Krieger.

(Nachdruck verboten.)

Stolz weht zu unsern Häupten,  
Von Kaisers Hand entrollt,  
Die deutsche Siegesfahne,  
Im lichten Sonnengold,  
Die deutsche Trikolore,  
So unsere Hoffnung trägt,  
Die Fahne, der begeistert  
Das Herz des Volkes schlägt.

Und zucken Schlachtenblize,  
Rollt Kriegesdonner wild,  
Und stürmen unsere Feinde,  
Von Haß und Neid erfüllt,  
Wie toll gewordene Hunde  
In Scharen auf uns ein:  
Merkt, deutsche Waffenbrüder:  
Der Sieg wird unser sein!

Setzt in die Hand genommen  
Das deutsche Riesenschwert,  
Die Linke mit dem Schilde  
Der Zuversicht bewehrt!  
Von Kopf bis zu den Füßen  
In heil'gen Zorn geschnallt,  
Denn: blanker Stahl des Zornes  
Weicht nimmer der Gewalt!

So steh'n wir, eine Mauer,  
Gecoßten wie aus Erz,  
Mit Kampfesmut und Hoffnung  
Erfüllt das deutsche Herz!  
Ein jeder Mann und Jüngling  
Ein stolzer Kriegesheld,  
Der einer Welt von Feinden  
Sein Schwert entgegen hält!

Und will die Hand erlahmen,  
Sinkt Schwert und Lanzenchaft,  
Und strömt aus tausend Wunden  
Uns Blut und Heldenkraft,  
Dann heben wir die Blinde  
Empor zum Kreuzesbild  
Und — sind mit neuem Mute  
Und neuer Kraft erfüllt!

Und: „In hoc signo vinces!“  
So dröhnt es himmelan  
Wie Meeressturmgebrause  
Und donnernder Orkan!  
Ja: „In hoc signo vinces!“  
Im Früh- und Abendrot,  
Und: „In hoc signo vinces!“  
Im Leben und im Tod!

Das heißt ein selig Bluten,  
Im Kampfgewühl, so wild,  
Tief in die Brust getroffen,  
Wenn Schlachtdonner brüllt.  
Das heißt ein herrlich Siegen,  
Wenn über Meer und Land  
Der Kriegsruf laut erschallet:  
„Mit Gott fürs Vaterland!“

Berlin.

Alono Freygang.

## Lichtgestalten.

Skizze von Fritz Rapp.

(Nachdruck verboten.)

Die Stätten der friedlichen Arbeit sind umgewandelt in Stätten des Schreckens. Die Kriegsfurie tobt. Armeen kämpfen gegeneinander. Ströme von Blut fließen. Ein Völkermorden.

Unter den Fittichen des deutschen Mars haben sich Millionen tapferer Männer versammelt. Dem großen deutschen Namen erhöhten Glanz zu verleihen, ein lebendiges Bollwerk der Kultur zu sein, ist ihr Ideal. Der letzte Blutstropfen für die heilige Sache.

Trennungsschmerz und heilige Begeisterung wogten in der Brust des Deutschen. Gott mit uns! war die Losung. Unsere ganze Aktion steht im Zeichen des Kreuzes.

Der Genius der Barmherzigkeit ist herniederkastig und hat seinen Thron aufgeschlagen. Die Barmherzigkeit feiert Triumphe. Der Hauch der Liebe gebietet dem kalten Egoismus. Die Gegensätze schweigen. Ein großes Volk in großer Stunde.

Vor dem Bilde der Schmerzensmutter kniet unbeweglich eine Mutter. Ihr feuchtschimmerndes Auge ruht auf dem Antlitz der Madonna. Durch die abgearbeiteten Hände rollen Perle um Perle des Rosenkranzes. Ihr Einziger mußte fort. Das Mutterherz bebte, aber es war stark.

Wie eine Lichtgestalt schwebt dem Jüngling das Bild seiner betenden Mutter vor.

Einsam sitzt die junge Mutter beim Lampenschein. Eben hat das Kind seine Unschuldsglänze geschlossen zu süßem Schlummer. O, es ahnt ja nicht, daß der Vater fern weiß, daß er Gut und Blut einsetzt, um Weib und Kind die Heimat zu erhalten.

Glockenton ladet ein zum Vortagottesdienste. Die Mutter eilt mit den Kindern dem Gotteshause zu. Die unschuldigen Kinderhände heben sich empor zum verborgenen Gotte dort in strahlender Monstranz; ihr Gebet vereint sich mit den Bitten der Mutter, auf daß der Vater wiederkehre zu den Seinen.

Der Vater gedenkt im Felde seiner Kinder, wie sie für ihn bitten, und sein Geldemut belebt sich; er weiß, sein Leben liegt in Gottes Hand, treu beschützt durch das Gebet unschuldiger Kinder und einer hingebenden, aufopfernden Gattin.

Vielen war es nicht vergönnt, sich in die Reihen der Kämpfer zu stellen. Aber doch wollen sie nicht zurückstehen in der Verteidigung des Vaterlandes. Das „Rote Kreuz“ hat Platz für so viele. Und freudig folgen sie dem Rufe.

Die Wunde brennt, das Auge will erlöschen, da naht die Hilfe; das Herz des Kriegers quillt auf in Dankbarkeit für die Braven, die sich in höchster Not seiner annehmen. Sind das nicht wahre Lichtgestalten?

Die Nähmaschine furt, die Stricknadeln klappern. Stück reiht sich an Stück. Emsig regen sich fleißige Hände, um für all die kleinen und großen Bedürfnisse zu sorgen, die den im Felde Stehenden ihre hohe Aufgabe erleichtern.

Und die Lieben in der Heimat? Die Schranken sind gefallen. Die Lichtgestalten barmherziger Nächstenliebe schreiten durch das Vaterland. Wo ihr Fuß sich hinlegt, sproßt Dankbarkeit. Alle Herzen öffnen sich; freudig-Opfermut hat jeden einzelnen ergriffen.

Unser Vaterland hat die Feuerprobe bestanden. Wer fühlte sich heute nicht gehoben und getragen in dem Bewußtsein, Deutscher zu sein. Möchten doch diese Stunden wieder so recht darten, was es heißt, ein starkes, großes, einiges Vaterland zu besitzen, kulturell und opferwillig auf der höchsten Höhe zu stehen.

Gott mit uns. In ihm, mit ihm, durch ihn zum endlichen, glorreichen Sieg!

## In der Heide.

Preisgekrönte Skizze von Elisabeth Däker.

(Nachdruck verboten.)

Frau Boesie hatte mich auf die Ferien eingeladen in ihr weites, dünenbegrenztes Reich, in die stille Gegend an der Ems. Als ich dort ankam, woh sie gerade mit ihrer Base, der guten alten Frau Einsamkeit, zusammen das Brautkleid für ihren Liebling, die schlichte Heide.

Wir schlossen bald traute Freundschaft, denn ich erwartete nichts Großes und Gewaltiges und hatte Herz und Gemüt mit zu ihnen auf die Reise genommen. So genoß ich in ihrer lieben Gesellschaft auch Wohlwollen und Frieden. Schön war es, wenn ich still durch die sommerliche Landschaft lachte, konnte, wenn die junge Heide mich immer weiter liefen, die ihr weites Reich, wo wundervolle Weiten winkten, die sie und da ein weiter Föhrenwald begrenzte, bis der schmale Rand sich im Dünenlande verlor oder beim einsamen Heidefräulein.

Mit freudigem Stolz zeigten sie mir alle drei zugleich ihren sorgsam gehüteten Familienschatz, seltsame, glatte, einandergetürmte Steine, welche sie „Hünengräber“ nennen.

Dann schritt Frau Einsamkeit schweigend neben mir und nicht mir nur wohlmeinend zu, indessen Frau Boesie mich auf Schritt und Tritt aufmerksam machte auf das alte, ewig zu meinen wandernden Füßen, auf die Reize des alten, ewig jungen Kinderbilderbuches, das wir durchblättern. Oder sie

wies mit einem gütigen Lächeln, das mit verklärendem Abendsonnenschein mich streifte, hinüber nach dem fernen Horizont, wo Windmühlensflügel sich lautlos drehten und ein Kirchturm mit seinem ernstesten Finger nach oben deutete. Das war ein schönes, frommes Bild und darunter stand: „Vete und arbeite“.

Und wenn wir dann müde heimkamen in das schlichte Heidedorf, wo hohe Sonnenblumen mit den lachenden Gesichtern über die Gartenzäune lugten und altmodische Stockrosen in leiser Pracht zu mir herübergrißten, dann wiesen sie mich in die schattige Laube, deren Grün mit duftenden Geißblattblüten überschüttet war, und setzten mir den ländlichen Tisch.

Am vorletzten Tage meines Aufenthalts in der Heide führten mich meine drei Gastgeberinnen auf den Friedhof, die Endstation aller Lebenswege; es war das letzte Blatt in ihrem Bilderbuche. Womöglich noch schweigsamer erschien mir Frau Einsamkeit, ernster als gar am Eingange des morschen, moosbelaufenen Pförtchens zurück — man denkt nicht gern an Sterben und Vergessenwerden, wenn das Brautkleid bereit liegt.

Ein alter Kirchhof war es, auf dem keine Leidtragende mehr weinten um jene, die sich hier einst zur Ruhe niedergelegt hatten. Eine zerfallene Mauer hütete den Schlummerplatz einer entlassenen Gemeinde. Der nahe Föhrenwald drohte dunkel herüber von der hellstimmernden Düne und summte uralte Trauerweisen. Da zeigte Frau Poesie nach dem alten Kirch-

hof des Friedhofes stand; es war eine schöne Ruine, beschattet von einer blühenden, alten Linde und lippigen Efeu, das zerfallenen Kirchturmkumpf mit liebenden Armen umspannte. Ich ging wie träumend zwischen den Gräbern umher, erkämpfte mir die erloschenen Inschriften durch wildes Gebüsch oder verfolgte den schmalen Pfad, der sich durch das lange Gras quer über den Kirchhof windet.

Hohe Nacht-ferzen hatten sich hier längst heimatsrecht erworben, Spinnen hatten ihre duftigen Ge-

webe an goldig blühende Felsensträucher befestigt und über den Weg gespannt, und blaue Glockenblumen läuteten im Schatten gebeugter Steine auf eingesunkenen Gräbern. Wie klagend reckte sich der eine noch übrig gebliebene Arm eines eisernen Kreuzes in die Höhe, auf dem der Rost kunstgerecht ein Muster gepunzt hatte.

Da deutete Frau Poesie auf ein Kindergrab, dessen Stein eine Decke von Moos überzogen hatte, und sagte: „Warum?“ Diese zu Stein gewordene Klage

zerrissener Elternherzen, die sie vor manchem Jahrzehnt dem Denkmal anvertrauten, wird wohl schon längst im Jenseits eine versöhnende Antwort gefunden haben — doch sie geisterte noch lange durch mein Gemüt, als ich schon längst den alten Kirchhof wieder verlassen hatte.

Kreisend flog eine verirrte Möbe wieder der Ems zu, wie eine ruhelose Seele im Lande der Verbannung — ein Bild des Menschenherzens, das sich in der Fremde nach der Heimat sehnt und in der Heimat so gern in die Fremde möchte? „Warum?“ Das sagte mir auch Frau Einsamkeit, als ich im trauten Zwiegespräch ihr lauschte; und sie lehrte mich manches. Das sind schöne, reiche Ferientage, wenn sie auch dem inneren Menschen eine Erquickung bringen, ihn sich besinnen lassen auf sich selbst und auf seine Pflichten.

Im Dorf schon nahm ich dankend Abschied von Frau Poesie und von Frau Einsamkeit.

Die jugendfrohe Heide her begleitete mich noch ein gutes Stück Weges, drückte mir noch einen farbenprächtigen Strauß in die Hand, und dann fing sie mit ihren lieblichen rosa Glöckchen das erstemal an zu läuten. Ihr großer Festtag war angebrochen.



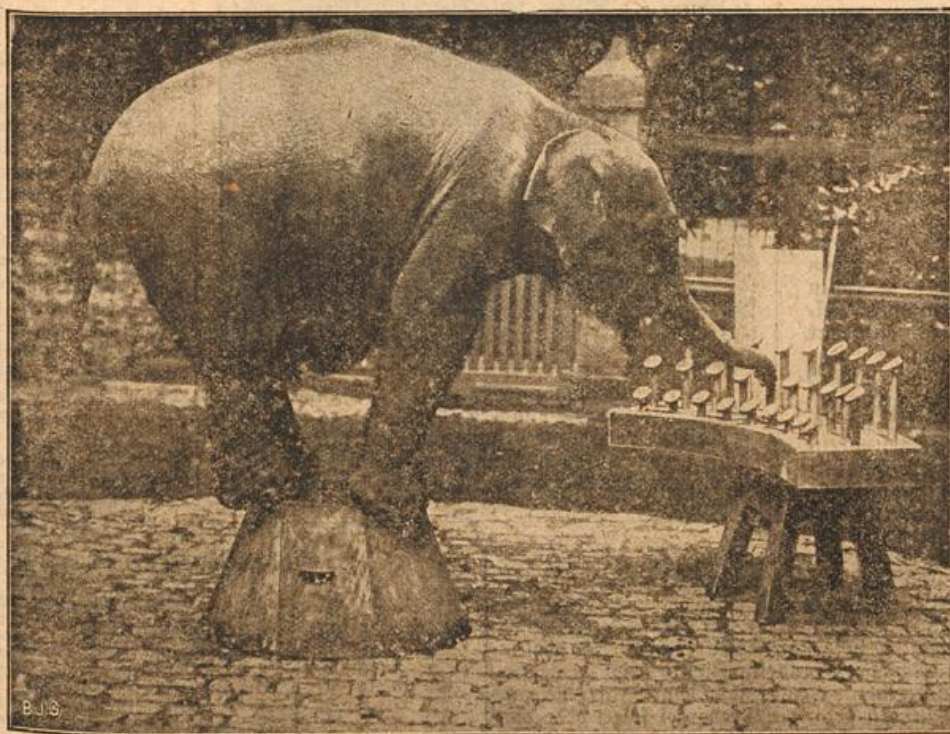
August Wilhelm Iffland.

## August Wilhelm Iffland.

(Zu seinem hundertsten Todestage.)

Am 22. September 1814 starb zu Berlin August Wilhelm Iffland, einer der bekanntesten und berühmtesten Künstler und Bühnenschriftsteller der damaligen Zeit. Er war am 19. April

1759 zu Hannover geboren und sollte auf Wunsch seiner Eltern Theologie studieren. Das behagte dem heißblütigen Jüngling indessen so wenig, daß er im Jahre 1777 heimlich das Vaterhaus verließ, um seinem unbezwingbaren künstlerischen Drange zu folgen. In Gotha wurde er Mitglied des Hoftheaters, und im Jahre 1779 gewann ihn der kunstliebende Kurfürst Karl Theodor für die Mannheimer Bühne, zu deren bedeutendsten Mitgliedern der junge Iffland bald zählte. Im Jahre 1796 finden wir ihn als Direktor des Nationaltheaters in Berlin, wo er sich um das Aufblühen des Theaters große Verdienste er-



Der Elefant „Rama“ an der Schreibmaschine.

warb, die ihm im Jahre 1811 den Rang eines Direktors der königlichen Schauspiele eintrugen.

Iffland war ein Meister in der Darstellung kleinbürgerlicher Charaktere. Auch komische Charakterrollen gelangen ihm vortrefflich. Wie er sich bei der Wiedergabe seiner verschiedenen Rollen als ausgezeichneter Menschenkenner bewies, so befundet er auch in seinen dramatischen Werken seine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, doch entsprechen die oft sehr breit auslaufenden Arbeiten nicht mehr dem heutigen Geschmack. Außer zahlreichen, hauptsächlich das Theater und die Schauspielkunst betreffenden Aufsätzen hat Iffland mehrere Schauspiele geschrieben, die vielfach übersetzt wurden und unzählige Aufführungen erlebten.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft  
„Badenia“ in Karlsruhe. Rudolf Basler, Direktor.